

Michael Donhauser

Die Elster

Nach Claude Monets „La pie“

Schnee, eine Weite, ein Sehen und Licht, weiß das Rötliche, das Bläuliche, blendend und gelblich, ein Scheinen: ein geflochtener Zaun, ein Pfahlzaun und zwischen Zaun und Zaun ein Gatter, Geäst und Stämme, gebogen, gelehnt, und Häuser, zwei, gereiht, fensterlos mit Kaminen, kein Rauch, keine Wäsche, ein Waldrand und ferner Bäume, als führte ein Weg zwischen Wald und Bäumen in die Weite – das Gatter, fünf Sprossen und auf der obersten der Titel, Kitzler, die Elster: la pie.

Denn alles ist, ist Schnee und Licht, anströmend, vormittäglich, spätnach-mittäglich, alle Tiefe ist Weite, alle Nähe Wiese und Schatten, Zaunschatten, Lichtflecken, ein Prügel, ein Fass oder Zuber im Schnee: umgestürzt, liegen geblieben, erinnernd an die Feste des Abends unter dem Laub der Gartenbäume, an die Rufe und das Lachen und die Zärtlichkeiten, versteckt hinter dem Zaun, kaum zehn Schritte vom Gatter, und so an die Ungeduld, die Lust, den Rausch.

In Claude Monets Bild „La pie“ sitzt vor der Weite einer Schneelandschaft eine Elster, einer Note gleich, als ein „fa“ auf der obersten Sprosse eines Gatters. Michael Donhauser gibt der klingenden Stille dieses Bildes ein Echo: Er übersetzt den Raum, den Monets Winterbild eröffnet, in Sprache, in den poetischen Text – und schreibt diesen fort.

Sympathetisch, in wiederholter Annäherung, erfasst Donhauser unterschiedliche Bildbereiche, legt, was der Schnee bedeckt, als Erinnerung frei. Und im Sehen und Erkennen stellen neue Bilder sich ein: Das ländlich Schneeverwehte wechselt mit regennassem Asphalt, die Stadtlandschaft mit dem Dorf, der Morgen mit dem Abend. Durchlässig geworden heben die scheinbaren Gegensätze sich auf.

“Ein Gedicht ist eine Sprache aus Echos und Findlingen und Blicken zu Boden und auf in die Weite.“ Gefunden wird so auch die Dauer, die nicht vergehende Zeit. Und Michael Donhausers „Die Elster“ erweist sich als kleines Epos, als Heldengedicht, mit dem Raum als dem wahren Helden.

Michael Donhauser, geboren 1956 in Vaduz, lebt seit 1976 in Wien. Gedichte, Aufsätze, Prosa, Übersetzungen (Arthur Rimbaud, Francis Ponge). Literaturpreise, u.a.: Manuskripte-Preis (1990), Christine-Lavant-Lyrik-Preis (1994), Mondseer Lyrikpreis (2001), Christian-Wagner-Preis (2002). Buchveröffentlichungen (Auswahl): *Der Holunder* (Verlag Droschl 1986), *Dich noch und. Liebes- und Lobgedichte* (Residenz Verlag 1991), *Von den Dingen* (Hanser Verlag 1993), *Sarganserland* (Urs Engeler Editor 1999), *Die Gärten. Paris* (Urs Engeler Editor 2000)

Michael Donhauser, *Die Elster*
Originalausgabe
mit einer Postkarte von Claude Monets *La pie*
32 Seiten, broschiert, vom Autor signiert
ISBN 3-902113-15-4 € 9,- / sfr 16,20

Pressespiegel

„Alle Sichtbarkeit war Klang“ Über den Lyriker Michael Donhauser

[...] Im Jahre 2001 erhielt er den wichtigen Mondseer Lyrikpreis und 2002 den Christian-Wagner-Preis. Im selben Jahr erschienen gleich zwei Dünnstbändchen mit älterer und neuester lyrischer Prosa. Bei Franz Hammerbacher in Wien, dem neuen kleinen Verlag, war es „die Elster“ nach Claude Monets Gemälde „La pie“ (Die Elster), und als Premiere gibt es nun aus dem Maison des Ecrivains Etrangers et des Traducteurs de Saint-Nazaire siebzehn Diphtychen in Prosa in einer zweisprachigen Ausgabe.

An diesen beiden Bänden lässt sich der Wandel, die Erweiterung im Werke Donhausers um die Zeit der Arbeit an der Rimbaud-Übersetzung einigermaßen leicht ablesen: „Die Elster“ wurde 1976/77 geschrieben und hat, wenn auch in Bewegung, Abweichung der Bildzeit (Winter), aber doch ein „Ding“, nämlich das Bildgemälde vor sich. Die „Siebzehn Diphtychen“ in Prosa stammen von 2001/02 und beschreiben den Abstand, die Entfernung, den Weg zwischen Tübingen und Saint-Nazaire an der Loire-Mündung (zu einem Arbeitsstipendium in „Maison des Ecrivains Etrangers et des Traducteurs“, Haus für fremdsprachige Schriftsteller und Übersetzer). In Tübingen noch am Grab Hölderlins, die Fahrt mit dem Zug: „Es war dann nach Wochen von Regen die Landschaft weithin ein Seeland, selbst die Flüsse schienen von Brücken gequerte Seen zu sein“ – bis zum Hafen: „Und es gab auch ein Boot, das Nacht für Nacht und ohne jeden Scheinwerfer oder auch nur ein Lämpchen Runde um Runde der Hafenummauer entlang und entlang den Schiffen fuhr.“ Am elften April sah er die ersten Schwalben wieder und auf dem Rückweg „im ostergrünen Gras“ die Spatzen.

„Alle Sichtbarkeit war Klang“ (Zitat aus „Die Elster“). Demnach hätte alles Sichtbare eine Vorgeschichte, eine Präexistenz im Klang, als Klang? Der Klang, der war, ist gewesen und setzt sich fort über die Sichtbarkeit hinaus. Er liegt unter aller Sichtbarkeit darunter, oder besser: darinnen. Wenn Michael Donhauser vom oder für den Holunder schreibt, schreibt, übersetzt er aus der Sichtbarkeit und dem Klang in die Lesbarkeit. Was bleibt, ist der Nachklang vom Holunder, der Quitte, dem Gestrüpp, dem Kastanienbaum, dem Misthaufen, dem Kies... Vielleicht klingt die ganze Erde, und wir brauchen die Dichter, die Musiker, die Künstler zum Übersetzen. Der russisch - tschuwaschische Dichter Gennadij Ajgi jedenfalls hält es für die „Pflicht“ des Dichters, im Zusammenhang mit der Natur zu leben, „weil ihm gegeben ist, auszudrücken, was andere Leute vielleicht nicht können (...) Sie haben auch keine Zeit so zu leben. Aber sie benötigen das. Und ich denke, es ist unsere Pflicht, diesen Zusammenhang nicht zu verlieren.“ Und die Poesie hält er für eine „Erscheinung der musikalischen Urkraft“.

Rudolf Steiner spricht in Vorträgen, die er im Herbst 1919 gehalten hat, wiederholt und unter verschiedenen Aspekten über die Bedeutung und Wichtigkeit der „Durchseelung“ des Sinnesprozesses und: „Wir aber müssen die Feinheiten unseres Verkehrs mit der Welt ausbilden, so, dass wir in unserem Aufnehmen der Welt nicht bloß sinnliche Wahrnehmungen haben. Wir müssen uns gewiss werden, dass wir mit jedem Lichtstrahl, mit jedem Ton, mit jeder Wärmeempfindung und deren Abklingen in seelischem Wechselverkehr mit der Welt treten, und dieser seelische Wechselverkehr muss für uns etwas Bedeutsames werden.“

Brigitte Espenlaub, Die Drei, April 2003

Gedicht der Woche

Ein Gedicht ist eine Sprache aus Echos und Findlingen und Blicken zu Boden und auf die Weite: ich lag und hörte die Stimmen der Vögel in der Nacht, es war Nacht und die Stimmen trugen mich in die offene Baum-Landschaft, aus dem Zimmer mit dem CD-Gerät in die Stille zwischen dem schwarzen Geäst, dem Gatter und den Zäunen und dem Prügel im Schnee, den ich da erst wieder sah, den dein Fuß vermieden hatte, berührt hatte, dass er sich leicht gehoben hatte, leicht gedreht.

Dein Fuss, das Brustfiedergeweisse, Mädchenhandzarte, das Frau-lichnackte deines Fusses, wie der den Prügel gestreift hatte, der jetzt im Schnee lag, den der Schnee jetzt so bedeckte, dass nur das Krumme des Prügels und ein Stummel darüber hinaus sichtbar war.

Mein Schatten lag hinter mir, der Weg über die Wiese hinan lag hinter Mir: vor mir im Schnee drei Stapfen wie von einem, der im Gehen stehen geblieben war- ein vierter Stapfen ist kein Stapfen, ist nur ähnlich Schattig, es ist der Schatten der Elster.

Wie viele Jahre habe ich in der Schule gesessen, in jedem Schuljahr sicherlich einmal mit der Aufgab konfrontiert: Bildbetrachtung. Wir, die wir uns alle nur nach Spiegeln sehnten, die uns unser „Ich“ zeigen sollten, das sich unter aufgebrachter Haut zu formieren begann. Wir, die wir wankelmütig jedem Extrem erlagen, das sich als Identifikation anbot. Wir, die wir vage Bilder von uns selbst hatten, die monatlich und unwiderruflich neu zugeschnitten wurden in Haaren, an Kleidern. Wir, die wir nichts Klares in Händen hatten als die Klarheit, voll diffuser Sehnsüchte zu sein, sollten aus uns heraustreten und ein Bild betrachten. Es beschreiben. Mut zu Mutmaßungen beweisen. Mut zu Empfindungen, die es in uns auslöste.

Albert Anker stürzte mich in Verzweiflung, weil ich nach einer Stunde erst die Ränder des Blattes verziert und dem Bauernmädchen uninspiriert einen Schnurrbart gemalt hatte. Ich verlor mich vor Kaspar David Friedrichs „Kreidefelsen“ weit draußen im Meer, wünschte mir, dort zu sein, ohne zu wissen, dass ich gar nicht weit vom romantischen Motiv entfernt war, und Hesses Aquarelle verschwammen mir vor den Augen, weil ich mit erstem Liebeskummer tränenblind davor saß.

Es hat sich verändert. Ich kann mich berühren lassen. Von vielen Malerinnen und Malern. Mein Verhältnis zu Anker ist zwar noch immer nicht wärmer, und Herr Anker kann sich auch nicht mehr dazu

verhalten, von einem politischen Großindustriellen vereinnahmt zu werden, der die „Kleinen Leute“ verehrt – als Wertanlage: in vivo oder im bildnerischen Engagement des Malers.

Ich habe selten eine so pietätvolle Annäherung an ein Bild gelesen wie die Michael Donhausers an Claude Monets „La pie – die Elster“. Er spaziert an den Rändern, das Bild hält den Leisen Sohlen stand. Ohne die Elster vom Gatter verscheuchen, den Schritt vermeidend, der sie vertreiben würde, sichtet der den vergangenen Sommer, den Herbst. Sichtet sprachlich zärtlich gegangene Schritte, ohne diesen einen zu tun, der das Bild zerstören würde. Er nimmt die Bildsprache auf wie eine Hand voll Schnee (aus dem Off) und formt sie ohne jeglichen kuratorenhaften Interpretationsszwang, ohne eine Metaebene zu bemühen. Er geht spazieren. Er ist Poet. Schreibt ein Prosagedicht in drei Anläufen, berührt beim zweiten Mal das, was mir beim Betrachten mehr noch auffiel als das Offensichtliche, der viele Schnee in unendlich vielfältiges Licht getaucht, das beim Original im Musée d'Orsay begeistert – die Schatten. Beim dritten Mal ist es das Lied der Elster, ihre Fähigkeit zur Sprache und die Betrübnis, wenn „ihre Zunge irgendein neues Wort zu formen verweigere“.

Hilde Domin beschreibt Lyrik als „das Nichtwort / ausgespannt / zwischen Wort und Wort“ und Jandl war das Gedicht die Rache der Sprache. Vielleicht, weil es sich begnügt und weil bisweilen ein Nichtwort da ist, das in ein Bild einlädt, das erst entsteht, wenn man es betritt.

Man muss das Bild der Elster nicht gegenwärtig haben bei der Lektüre. Der Verlag beweist Sorgfalt und legt es dennoch als Postkarte bei.

Monica Cantieni, Mittelland Zeitung, August 2002